Der Wunsch.

Novelle von Hermann Sudermann.

(3. Fortsetzung.)

Und dann war da der Vetter Robert, der von den preußischen Verwandten herübergeschickt worden war, um bei Papa die Wirthschaft zu erlernen. Ein großer Junge, breitschultrig und dicknackig mit blonden Bartzotteln, an denen ich ihn zu zupfen pflegte, wenn er mich auf den Schooß nahm, um mir das A—B—C vermittelst gekrümmter Lakritzenstengel einzutrichtern. Ich glaube, ich bin immer gut Freund mit ihm gewesen, obgleich er mir nicht näher stand als die anderen Eleven, denn seine Gestalt aus jener Zeit ist mir genau so im Nebel zerflossen, wie die Anderen.

Nur an eine Scene erinnere ich mich genau, wie er an einem Sommerabend Martha bei den blonden Zöpfen ergriffen hatte und lachend und schreiend mit ihr durch Hof und Haus und Garten rannte.

„Was hast Du mit Martha, Du Schlingel? rief Papa ihm entgegen.

„Sie hat mich geärgert", antwortete er, ohne sie loszulassen, während sie fortwährend schrie.

„Als ich so alt war, wußte ich besser, wie man sich an einem Mädchen zu rächen hat," scherzte Papa, der immer seinen Unsinn machen mußte.

„Nun wie?" fragte er.

„Ja, wenn Du das nicht selber weißt!" lachte Papa.

„Man giebt ihr eben 'nen Kuß, Herr Robert," sagte ein alter Gärtner, der eben mit der Gießkanne vorbeiging.

Da seh' ich ihn noch vor Augen, wie er plötzlich blutübergossen dastand, den Zopf aus den Händen fahren ließ, und nicht wußte, wo er die Blicke lassen sollte. Papa schüttelte sich vor Lachen, und Martha lief eilends fort. Als ich an ihrer Thüre rüttelte, hatte sie sich eingeschlossen. Erst beim Abendbrotstisch kam sie wieder zum Vorschein. Die Haare hingen ihr wirr über die Stirn, und verträumt und verschüchtert schaute sie darunter hervor.

Ich mochte elf Jahre alt gewesen sein, als es mir zum ersten Male auffiel, daß Martha in Wesen und Aussehen sich seltsam verändert hatte. Ich hätte es wohl schon früher bemerken müssen, denn ich hatte gelernt, mit offenen Augen um mich zu schauen, aber im schleichenden Gleichmaß der Tage übersieht man leicht, was Kummer und Zeit zerstörend um uns wirken.

Nun merkt' ich auf und sah ihr Antlitz schmäler und schmäler werden, sah, daß die Farben sich mehr und mehr von ihren Wangen wischten, und daß die Augen tiefer und tiefer in dunkle Höhlungen zurücktraten. Sie sang auch nicht mehr, und ihr Lachen hatte einen eigenthümlich müden, heiseren Klang, der mich beunruhigte, so daß ich manchmal daran war, aufzuspringen und ihr zuzurufen: „Lache nicht."

Zu derselben Zeit begann sie zu kränkeln, so daß schließlich auch Papa und Mama auf ihren Zustand aufmerksam werden mußten. Sie litt an Kopfweh und Magenkrämpfen und schleppte sich mühsam im Hause umher. Die Eltern fuhren mit ihr nach Preußen zu einem Arzte. Der zuckte die Achseln, verschrieb Eisenpillen und rieth Luftveränderung.

Auch etwas Anderes muß er gerathen haben, was die Eltern in große Unruhe versetzte — wenigstens Papa, denn Mama ließ sich schon lange nicht mehr aus ihrem Phlegma herausbringen. Er sah sie oft von der Seite an, wenn sie träumerisch in die Ferne hinausstarrte, schüttelte den Kopf, seufzte und warf die Thür hinter sich ins Schloß.

Aber arbeiten that sie nach wie vor. Soweit ich mich zurückerinnere, ich habe auch sie niemals müßig gesehen. Schon als Kind stand sie mit dem Vokabelbuch am Heerde, oder gab auf die Waschküche Acht, während sie den deutschen Aufsatz schrieb. Seitdem sie erwachsen war, vereinigte sie die Pflichten meines Unterrichts mit allen den Sorgen, welche ein großes Hauswesen der Verwalterin auferlegt. Mama hatte sich ganz auf ihren Altentheil zurückgezogen, wurde korpulenter Jahr um Jahr und ließ sie schalten und walten nach Belieben, wenn nur die Kompote und sonstigen Leckereien ihre Zufriedenheit gewannen.

Ich, die ich vom ganzen Hause maßlos verwöhnt wurde, schämte mich meiner Unthätigkeit und versuchte, einen Theil der Sorgen von ihren Schultern zu nehmen, aber mit wilder Abwehr wies sie mich zurück.

„Laß nur, mein Kind," sagte sie, mir die Wangen streichelnd, „Du bist ja nun einmal die Prinzessin im Hause; magst es auch bleiben." Das kränkte mich. Alles konnte ich ertragen, nur nicht fortgewiesen zu werden, wenn ich kam, um mit übervollem Herzen zu geben.

Eines Abends sah ich sie weinen. Ich schlich mich in den Garten hinaus und kämpfte einen harten Kampf. Ich erstickte fast unter der Sehnsucht, zu helfen, aber ich gewann es nicht über mich, zu ihr zu gehen und die Arme tröstend um ihren Hals zu schlingen. Als ich im Bette lag, überkam mich meine Trostbegier mit neuer Gewalt. Ich stand auf und schlüpfte im Hemde, wie ich war, auf den dunklen Korridor hinaus.

Lange stand ich vor ihrer Thür, bebend vor Frost und vor Bangen, die Klinke in der Hand. Endlich trat ich leise ein.

Sie kniete vor ihrem Bette, den Kopf in die Kissen gedrückt. Sie schien zu beten.

Ich blieb an der Thüre stehen, denn ich wagte nicht, sie zu stören.

Endlich wandte sie sich um und fuhr, bei meinem Anblick zusammenzuckend in die Höhe.

„Was willst Du?" stammelte sie.

Ich klammerte mich an sie, und schluchzte, daß es einen Stein erbarmen mußte.

„Kind — um Gotteswillen — was ist Dir?" rief sie.

Ich war nicht im Stande, ein Wort über die Lippen zu bringen. Sie in ihrer mütterlichen Art ergriff ein großes, wollenes Tuch, wickelte mich hinein und zog mich auf ihren Schooß, wiewohl ich schon damals bedeutend größer war als sie.

„Nun beichte, mein Herz — was fehlt Dir?" sagte sie, mir die Wange streichelnd.

Ich nahm alle meine Kraft zusammen, und mein Gesicht an ihrem Halse verbergend, schluchzte ich: „Martha — ich — will Dir helfen."

Ein langes Schweigen entstand — und als ich mein Antlitz erhob, sah ich ein unsäglich bittres, kummervolles Lächeln um ihre Mundwinkeln spielen. Und dann nahm sie meinen Kopf zwischen ihre Hände, küßte mich auf die Stirn und sagte:

„Komm, ich werde Dich zu Bett bringen, Kind. Mir fehlt nichts, aber Du — Du scheinst mir wie im Fieber zu sein."

Ich sprang auf: „Nein, Martha," sagte ich, und der Zorn mag mir wohl aus den Augen gesprüht sein: „So laß' ich mich nicht fortschicken. Ich bin nicht krank, und ich bin auch nicht so dumm, daß ich nicht sehen kann, wie Du Dich zergrämst und täglich neuen Kummer in Dich hineinschluckst. Hast Du kein Vertrauen zu mir, gut, so nehme ich an, daß Du nichts von mir wissen willst, und es ist aus zwischen uns."

Voll Staunen sah sie mich an. „Was ist in Dich gefahren, Kind?" sagte sie, so kenne ich Dich ja gar nicht."

Ich kehrte mich ab und nagte trotzig meine Lippen.

„Komm, komm, ich bring' Dich zu Bett," mahnte sie wieder.

„Ich mag nicht — kann allein geh'n," sagte ich.

Da sah sie wohl ein, daß ein klärendes Wort dem Kinde gegönnt werden mußte.

„Sieh, Olga," sagte sie, mich zu sich niederziehend, „Du hast wohl Recht, ich habe manchen Kummer — und wenn Du älter wärest und ihn verstehen könntest, so würdest Du sicher die Erste sein, der ich ihn anvertraute. Aber erst mußt Du auch das Leben kennen lernen —"

„Was kennst Du mehr von dem Leben als ich?" rief ich, immer noch trotzend.

Sie lächelte nur, und es schnitt mir durch die Seele, dieses schmerzlich-selige Lächeln. Dann fuhr sie fort:

„So lange aber — und das wird sehr lange sein! — muß ich, was mich drückt, schon für mich allein tragen. Hab' Dank, Schwesterchen, für Deinen guten Willen, ich würde Dich noch einmal so lieb darum haben, wenn das möglich wäre, und nun geh', schlaf Dich aus, wir haben morgen schwer zu lernen."

Damit schob sie mich hinaus.

Martha war fortan doppelt gut und zärtlich zu mir, aber ich wollte es nicht sehen. Ich verschloß mich vor ihr, wie sie's vor mir gethan, und tiefer und tiefer grub sich das bittere Gefühl in meine Seele, daß die Welt meiner Liebe nicht bedurfte.

In einer Nacht um jene Zeit träumte mir, Martha wäre gestorben. Als ich erwachte, waren meine Kissen von Thränen wassernaß. Wie eine Verbrecherin schlich ich an diesem Tage um Martha herum. Mir war, als hätte ich eine schwere Schuld gegen sie auf dem Gewissen. Nach dem Essen hatte sie sich ein wenig über das Sopha gelegt, denn sie litt wieder einmal an ihrem Kopfweh, und als ich nun in die Stube trat und ihr wachsbleiches Gesichtchen mit geschlossenen Augen über die Sophalehne hängen sah, zuckte ich zusammen wie vom Blitze getroffen.

Mir war, als säh ich eine Leiche vor mir.

Ich fiel vor ihr nieder und bedeckte Mund und Stirne mit Küssen. Ganz verklärt schlug sie die Augen auf, und dann wieder wurde ihr Antlitz ernst und traurig, wie zuvor.

„Nun, nun, Mädchen, was hast Du?" sagte sie, „das ist doch sonst nicht Deine Art?" Und sanft schob sie mich zurück, die ich wieder einmal mit meinem übervollem Herzen verlassen dastand; doch als ich mich hinausschlich, kam sie mir nach und flüsterte: „Ich hab Dich sehr lieb, mein Schwesterherz."

Am Abend desselben Tages gewahrte ich, daß sie in einemfort in sich hinein lächelte. Auch Papa fiel das auf, weil es sonst niemals vorkam. Er nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und sagte: „Was ist mit Dir vorgegangen, Margell? Du blühst ja heute wie eine Blume." Da wurde sie purpurroth, ich aber ergriff unter dem Tische heimlich ihre Hand und dachte mir: „Wir wissen schon, was uns so glücklich macht."

Am folgenden Morgen trat Papa mit einem offenen Briefe in der Hand an den Kaffeetisch.

„Es kommt ein fremder Vogel zu uns in's Nest geflogen," sagte er lachend, „rathet einmal, wie er heißt?" Und dabei sah er Martha ganz seltsam von der Seite an.

Die schien mir noch um einen Schatten blässer geworden, und die Kaffeetasse, die sie in der Hand hielt, klirrte hörbar.

„War der Vogel schon einmal im Neste? fragte sie langsam und leise und schlug die Augen nicht auf.

„Na, ob er war!" lachte Papa.

„Dann ist es — — Robert Hellinger," sagte sie und seufzte tief auf wie nach einer schweren Arbeit.

„Alle Wetter Mädel, kannst Du rathen!" sagte Papa und drohte ihr mit dem Finger.

Sie aber schwieg und ging mit langsamen, schleppenden Schritten zur Thür hinaus — kam auch an diesem Vormittage nicht wieder zum Vorschein.

Mich für mein Theil ließ der Besuch des Vetters ziemlich kühl. Sein Bild aus jenen Zeiten, wie es mir dunkel vorschwebte, war nicht derartig, daß ein romantischer Kopf von 15 Jahren sich um seinetwillen mit sehnsüchtigen Träumen zu erfüllen Lust gehabt hätte.

Aber Martha's Gebahren war mir aufgefallen.

Am nächsten Tage in der Morgenfrühe hörte ich sie oben in den Fremdenzimmern mit großen Schritten auf- und niedergehen.

Ich folgte ihr, denn ich war neugierig, was sie in den sonst stets verschlossenen Räumen zu thun hatte.

Sie hatte alle Fenster aufgerissen, die Bettbezüge abgenommen, die Gardinen losgelöst und rannte nun auf Holzpantoffeln mitten in dem Wirrwarr von einem Zimmer in's andere, hatte die Hände vor's Gesicht gepreßt und lachte mit einem Lachen, das wie Weinen klang, in sich hinein.

Als ich sie fragte: „Was thust Du da, Martha?" zuckte sie zusammen, sah mich ganz wirr an und schien sich erst besinnen zu müssen, wo sie sich befand.

„Du siehst ja — ich beziehe die Betten," stammelte sie nach einer Weile.

„Für wen denn?" fragte ich.

„Weißt Du denn nicht, daß wir Besuch bekommen?" antwortete sie.

„Du freust Dich wohl sehr darüber?" sagte ich und zuckte ein wenig die Achseln.

„Warum soll ich mich nicht freuen?" erwiederte sie, „er ist ja unser Vetter."

„Und sonst nichts?" fragte ich und drohte ihr mit dem Finger, wie ich's gestern an Papa gesehen hatte.

Da wurde sie plötzlich sehr ernst und sah mir mit ihren großen traurigen Augen so fremd und vorwurfsvoll in's Gesicht, daß ich fühlte, wie mir das Blut heiß in die Wangen schoß. Ich wandte mich ab, und da ich die Erhabene nicht länger spielen konnte, schlich ich mich zur Thür hinaus.

Von diesem Augenblicke an gab mir Vetter Robert sehr viel zu denken. Nun schien es mir klar, daß die Beiden sich liebten, und gepackt von dem geheimnißvollen Schauer, mit welchem der Gedanke an das große Unbekannte Halbkinder meines Alters erfüllt, begann ich mir auszumalen, wie eine solche Liebe sich wohl gestaltet haben möchte. Ich lief durch die verwilderten Büsche des Parkes und sagte mir: „Hier sind sie heimlich gelustwandelt," ich kroch in die dämmrigen Lauben, deren Eingang von üppigem Schlinggewächs wie von einem Vorhang abgeschlossen wurde, und sagte mir: „Hier haben sie im Mondschein sich Stelldichein gegeben," ich sank auf die Rasenbank und sagte mir: „Hier haben sie mitsammen gekost." — —

Am andern Tage kam er.

Als der Wagen, der ihn brachte, zum Hofthor hineinrollte, stand Martha gerade am Heerde. Ich lief zu ihr und flüsterte ihr strahlend in's Ohr: „Martha, ich glaube, er ist da." Aber sie belehrte mich sofort, daß ich ihre Vertraute nicht war. Sie sah mich eine Weile an und fragte dann wie geistesabwesend: „Wen meinst Du?"

„Wen sonst, als den Vetter."

„Und warum sagst Du mir das so leise?" fragte sie. Und als ich darauf die Achsel zuckte, nahm sie den Schaumlöffel, den sie hatte sinken lassen und rührte weiter.

„Ist das Deine ganze Freude, Martha?" fragte ich und schürzte verächtlich die Lippen.

Sie aber schob mich mit der linken Hand bei Seite und sagte heftiger, als es ihre Art war: „Kind, ich bitte Dich, geh'."

Und so ist es gekommen, daß ich den Vetter Robert anstatt ihrer empfing.

Als ich auf die Veranda hinaustrat, stieg er gerade vom Wagen.

„Er sieht nicht viel besser aus wie Papa," das war mein erster Gedanke. Ein großer, riesenstarker Mann mit breiter Brust und breiten Schultern, das Gesicht gebräunt, mit kleinen blauen Augen darin, und umrahmt von einem struppigem, blonden Barte, so einem Barte, wie die alten Landsknechte ihn trugen.

„Nur das Sturmband fehlt!" dachte ich bei mir.

Er kam die Stufen hinangesprungen und lachte mich an. „Ei, guten Morgen, Martha!" rief er.

Und dann plötzlich stutzte er, maß mich vom Kopf bis zum Fuße und blieb wie versteinert mitten auf der Treppe stehen.

„Martha heiß' ich nicht, aber Olga!" meinte ich ein wenig kleinlaut.

„Na d'rum auch!" rief er erleichtert, trat zu mir heran und bot mir eine dicke, rothe Hand, die ganz von Schwielen und Rissen bedeckt war.

Welch ein ungeschliffener Mensch! dachte ich in meinem Sinne. Und als wir in's Zimmer getreten waren, besah er mich wieder und sagte: „Du warst noch ein ganz kleines Ding, Olga, als ich hier wegging, und nun kommt's mir fast wie ein Wunder vor, daß Du der Martha so gleichen sollst."

Ich der Martha gleichen? dacht' ich, wann hätte ich der Martha wohl geglichen?

„Aber nein," fuhr er fort, „so groß war sie nicht, und ihr Haar war heller, und sie stand auch nicht so stolz da, und — und — machte nicht so ernste Augen."

Ach, du lieber Gott, dacht' ich, sieh du nur erst in Marthas Augen hinein.

Und in diesem Augenblick öffnete sich die Küchenthür ganz, ganz langsam, und durch den handbreiten Spalt drückte sie sich herein. Sie hatte die weiße Schürze nicht abgelegt. Ihr Gesicht war ebenso weiß wie diese Schürze, und ihre Lippen zitterten.

„Sei willkommen, Robert!" sagte sie leise hinter seinem Rücken, denn er hatte sich nach mir zugewandt.

Beim ersten Ton der Stimme drehte er sich blitzschnell um, und dann standen sie wohl eine Minute lang einander gegenüber, ohne sich zu rühren, ohne einen Laut von sich zu geben.

Ich bebte. Zwei Tage lang hatte ich auf diesen Moment gelauert, und nun blieb er so kläglich hinter meinen Erwartungen zurück.

Darauf näherten sie sich langsam einander und küßten sich. Auch dieser Kuß gefiel mir nicht. Mich hätte er nicht anders küssen können, „nur hat er's eben nicht gethan," fügte ich hinzu.

Und dann waren sie wieder still. Mir klopfte das Herz, daß ich beide Hände auf den Busen pressen mußte.

Endlich sagte Martha: „Willst Du nicht Platz nehmen, Robert?"

Er nickte und warf sich in die Sophaecke, daß alle Fugen krachten. Und immer wieder sah er sie an, dann, nach einer langen Weile meinte er: „Du hast Dich sehr verändert, Martha!"

Mir war, als hätte er mir einen Backenstreich gegeben.

Ein unsäglich schmerzliches Lächeln spielte um Marthas Lippen.

„Ja, ich mag mich wohl verändert haben," sagte sie dann.

Wiederum Schweigen. Es schien, als brauchte er lange Zeit, bis er für einen Gedanken Worte fand.

„Warum hab' ich nie erfahren, daß Du kränkelst?" begann er endlich von Neuem.

„Das weiß ich nicht!" erwiederte sie mit einer bittern Freundlichkeit.

„Konntest Du es mir nicht schreiben?"

„Schreiben wir uns denn?" fragte sie zurück.

Er rückte ärgerlich an dem Tischfuß. „Aber, wenn es Einem nicht gut geht— so — so —" er wußte nicht weiter.

Ich kniff die Fäuste zusammen. Ich hätte so gerne statt seiner vollendet.

„Laß nur," sagte Martha, „schließlich weiß man es selber am wenigsten, wenn's einem nicht gut geht."

„Ich denke, man selber sollte es am ehesten wissen," erwiederte er.

„Und wenn man es nicht für werth hält, darauf zu achten?" Sie sprach es, ohne Bitterkeit, bescheiden und still, wie sie immer spricht, aber es schnitt mir doch durch die Seele.

„O Martha, warum hast Du mich von Dir gestoßen!" dachte ich bei mir.

Und darauf brach sie in ein kurzes Lachen aus und fragte, wie's daheim erginge und was Onkel und Tante machten.

„Zuerst möchte ich wissen, was mein Onkel und meine Tante machen," sagte er und sah sich in den Winkeln um.

Ich war so froh, daß die beklommene Stimmung sich zu lösen begann, daß ich bei seiner drolligen Suche in ein lautes Lachen ausbrach.

Beide sahen mich an.

„Und was sagst Du zu unserm Kinde?" fragte Martha, mich mütterlich bei der Hand fassend, „gefällt es Dir?"

„Jetzt schon besser," sagte er, mich musternd, „vorhin war sie mir zu steif."

„Ich konnte Dir doch nicht gleich um den Hals fliegen," sagte ich.

„Warum nicht?" fragte er schmunzelnd, „meinst Du, es ist da nicht Platz für Dich?"

„Nein," sagte ich, damit er gleich wußte, wie man mich hier zu nehmen hatte, „es ist da nicht der Platz für mich."

Er schaute mich ganz verblüfft an und sagte dann, den Kopf neigend: „Donner ja, die Kleine ist schneidig."

Ich wollte etwas erwiedern, aber da trat Papa herein.

Bei Tisch ließ ich die Beiden nicht aus dem Auge, doch war nichts Verdächtiges an ihnen wahrzunehmen. Kaum, daß ihre Blicke sich kreuzten.

„Nachher, wenn die Eltern schlafen," dachte ich bei mir, „werden sie wohl zu entwischen suchen." Aber ich irrte mich. Sie blieben ruhig im Wohnzimmer und machten nicht einmal Miene, mich zu entfernen. Er saß rauchend in seiner Sopha-Ecke, sie fünf Schritte entfernt, mit einem Strickzeug am Fenster.

„Vielleicht sind sie zu schüchtern," dachte ich, „und warten, bis die Gelegenheit von selber kommt." Ich merkte mir ein paar Zeichen und schlüpfte hinaus. Dann saß ich mit pochendem Herzen eine halbe Stunde auf meinem Zimmer und zählte die Minuten, bis ich wiederkehren durfte.

„Jetzt wird er zu ihr treten," sagte ich mir, „wird ihre Hände ergreifen und wird ihr lange in's Auge schauen. „Liebst Du mich noch?" wird er dann fragen, und sie erglühend mit thränenfeuchtem Blicke wird ihm an die Brust sinken.

Ich schloß die Augen und seufzte. In meinen Schläfen hämmerte es, ich fühlte mehr und mehr, wie meine Phantasien mich berauschten, und dann malte ich mir weiter aus, wie er vor ihr auf die Knie fallen und mit verzehrendem Blicke glühende Schwüre der Liebe und der Treue stammeln würde.

Ich wußte Alles auswendig, was er ihr in diesem Augenblick sagte, und was sie erwiederte, nicht minder. Ich hätte ihnen Beiden souffliren können.

Als die halbe Stunde vorüber war, ging ich mit mir zu Rathe, ob ich ihnen noch ein paar Augenblicke gönnen sollte. Ich war nun ihr Schicksal, und als solches schüttete ich lächelnd meine Gnade über sie.

„Mögen sie den Kelch der Wonne bis zur Neige leeren!" sagte ich und beschloß, noch einen Gang durch den Garten zu machen. Aber die Neugier überwältigte mich, und auf halbem Wege kehrte ich wieder um.

Leise schlich ich mich zur Thür, aber kaum fand ich den Muth, auf die Klinge zu drücken. Der Gedanke an das, was ich sehen würde, schnürte mir fast die Kehle zusammen.

Und was sah ich nun doch? O Jammer der Enttäuschung!

In seiner Sophaecke saß er nach wie vor und hatte seine Cigarre fast zu Ende geraucht; und als ich ihr Strickzeug inspizirte, fand ich eine Blume, die vorhin noch nicht dagewesen.

Sie hatten die Zeit prächtig auszunutzen verstanden im Rauchen und im Stricken.

„Warum zuckst Du so verächtlich die Achseln?" fragte Martha, und Robert fügte hinzu: „Mir scheint, ich habe nicht des gnädigen Fräuleins Billigung.

„Für all mein Wohlwollen also noch Hohn!" dachte ich und ging hinaus, die Thür hinter mir heftig in's Schloß werfend.

Es war am vierten Tage seines Hierseins, als er plötzlich auf mich zutrat und zu mir sagte:

„Kleine, ich habe eine Bitte an Dich. Kommst Du mit mir ausreiten?"

„Viel Ehre," erwiderte ich.

„Nein, Du mußt nicht wieder so anfangen," sagte er ärgerlich lachend. „Wollen einmal versuchen, für eine halbe Stunde ein paar gute Kameraden zu sein. Topp?"

Seine Treuherzigkeit gefiel mir. Ich schlug ein.

Als wir zum Hofthor hinausritten, stand Martha am Küchenfenster und winkte uns mit ihrer weißen Schürze.

„Siehst Du, Martha!" dachte ich bei mir, „so würde ich mit ihm in die weite Welt hinausreiten, wenn ich seine Geliebte wäre."

Ich hatte eben noch unklare Begriffe von dem, was eine Geliebte ist, und hielt Martha dafür.

„Er reitet gut," dachte ich dann weiter, „mein Königssohn würde es nicht besser können."

Und dann ertappte ich mich darauf, wie ich mich stolz und freudig im Sattel zurückwarf, beherrscht von einem ungewissen Wohlgefühle, das mir prickelnd durch alle Nerven ging.

Er sprach gar nichts, nur manchmal wandte er sich zur Seite und nickte mir freundschaftlich zu, als wolle er unseren Pakt aufs Neue sicher stellen. Ich aber dachte durchaus nicht daran, denselben zu brechen.

Als wir eine halbe Stunde in scharfem Trab geritten waren, zügelte er seinen Braunen und sagte: „Nun, meine Kleine?"

„Was beliebt, Großer?"

„Wollen wir umkehren?"

„O nein." Ich war durchaus nicht willens, das, was mich mit großer Genugthuung erfüllte, leichten Spiels aus der Hand zu geben.

„Also zum Illower Walde?" sagte er, auf die bläuliche Mauer hinweisend, welche die Ferne des Horizontes begrenzte.

Ich nickte und gab meinem Thiere die Peitsche, daß es sich hoch aufbäumte und in wilden Sätzen weiterjagte.

„Für ein fünfundzwanzigjähriges Fräulein alle Achtung," hörte ich seine Stimme lachend hinter mir.

„Bitte, sechzehn!" rief ich, mich nach ihm umwendend. „Uebrigens wirf mir nicht immer meine Jugend vor, oder unsere Kameradschaft ist zu Ende."

„Um Gotteswillen!" lachte er, und dann ritten wir schweigend weiter.

Der Wald von Illowo wird von einem kleinen Flüßchen durchschnitten, dessen steile Ufer so dicht bei einander stehen, daß das Erlengezweig auf beiden Seiten sich in einander verschlingt und eine hohe, grüne Wölbung bildet, die wie das Innere einer lang gestreckten Halle sich über dem Wasserspiegel ausdehnt, bis sie bei einer Windung in einer dichten Blätterwand ihr Ende findet, um hinter derselben sich auf's Neue zu öffnen.

Dort kannte ich schon von der Kindheit her manches verschwiegene Plätzchen dicht am Rande des Wassers, wo ich lesend oder vor mich hinträumend manche Stunde verbracht hatte.

Als wir nun oben langsam zwischen den Stämmen daher ritten, wandelte die Lust mich an, ihm eines meiner Heiligthümer zu zeigen.

„Ich will absteigen," rief ich ihm zu, „hilf mir aus dem Sattel!"

Er sprang vom Pferde und that, wie ich geheißen.

„Was hast Du vor?" fragte er.

„Du wirst schon sehen," sagte ich, „vorerst laß die Thiere laufen."

„Das fehlte gerade," lachte er, „wer wird sie uns dann wiederbringen?" Und er machte Miene, die Zügel an einen Baum zu binden.

„Laß los," befahl ich, und da er nicht gehorchte, gab ich den Thieren einen Peitschenhieb, so daß sie, ehe er daran dachte, die Zügel fester zu fassen, schon frei im Walde umhergaloppirten.

„Was nun?" sagte er und steckte die Hände in die Taschen, „meinst Du, sie werden sich einfangen lassen?"

„Von Dir nicht!" lachte ich, denn ich war meiner Lieblinge sicher.

Und als sie auf einen leisen Pfiff aus meinem Munde beide aus dem Freien herbeigestürmt kamen und mit den Nüstern zärtlich an meinem Halse herumschnobberten, eine Liebkosung erwartend, da schwellte sich mein Herz von Stolz, daß es Geschöpfe auf Erden gab, wenn auch unvernünftige, welche meiner Macht sich beugten und mir in Liebe unterthan waren, und triumphirend schaute ich zu ihm auf, als müßte er nun wissen, wer ich wäre und was ich von der Welt verlangte.

Aber ich merkte wohl, daß ich ihm noch immer nicht imponirte. „Brav, Kleine!" sagte er, weiter nichts, klopfte mir väterlich auf die Schulter und warf sich dann nachlässig in's Gras. — Die Sonnenstrahlen, die durch die Zweige brachen, glitzerten in seinem Barte. Wie ein ruhender Recke sah er aus, gleich denen, welche die Nordlandssagen uns schildern.

Doch als ich mich bei seinem Anschauen gerade in meine Romantik vertiefen wollte, fing er ganz fürchterlich zu gähnen an, so daß ich schnell und unsanft in die Prosa zurückfiel.

„Aber hier bleiben wir nicht, Herr Vetter," sagte ich.

„Sei nicht thöricht, Kleine," sagte er, die Augen schließend, „mach's wie ich, wir wollen schlafen."

Da faßte mich ein fröhlicher Muth, daß ich zu ihm trat und ihn tüchtig am Kragen rüttelte.

Er griff nach mir, ich aber wich ihm aus, so daß er auf die Beine sprang und mich erhaschen wollte.

Da ging ich ihm ruhig entgegen und sagte: „So, nun komm." Ich führte ihn mitten durch ein dichtes Dornengestrüpp, den steilen Abhang hinunter, an dessen Fuße das tiefe Wasser wie ein schwarzer Spiegel ruhte. Dort unten hatten breitblätterige Winden und Schlingpflanzen über einem vorspringenden Steinblock eine natürliche Laube gebildet, in der man selbst am hellen Mittag wie im Dunkeln saß.

Dorthin führte ich ihn.

„Alle Wetter, hier ist's schön, Kleine," sagte er und streckte sich behaglich auf dem Steine aus, so daß seine Füße zum Wasser niederhingen. „Komm, setz' Dich neben mich ...... wir haben hier Beide Platz."

Ich that ihm den Willen, setzte mich aber so, daß ich auf ihn niederschauen konnte.

Er that, als ob er schliefe, und blinzelte zuweilen aus halb geschlossenen Lidern zu mir empor.

Da kam mir plötzlich der Gedanke: „Wenn Du nun Martha wärest, was thätest Du? Und darüber erschrak ich so sehr, daß mir das Blut ganz siedend zum Gesicht emporschoß.

„Bist Du schreckhaft, Kleine?" fragte er.

Ich schüttelte den Kopf.

„So komm her!"

„Ich bin ja bei Dir."

„Stell' Dich vor mich hin."

Ich that's. Meine Füße berührten fast den platten Rand des Steines.

Plötzlich richtete er sich auf, umfaßte blitzschnell meine Taille und in demselben Augenblicke fühlte ich mich über dem Wasser frei in der Luft schweben.

Ich sah ihn an und lachte.

„Du, Du," sagte er, „die Sache ist durchaus nicht scherzhaft. Wenn ich Dich fallen lasse —"

„Ertrink ich — also laß mich fallen."

„Nein, zuerst sollst Du mir ein Geständniß machen."

„Welches?"

„Warum Du mich nicht leiden kannst."

Ich athmete tief auf. Zu gleicher Zeit fühlte ich, daß meine Sohlen von der Oberfläche des Wassers schon benetzt wurden. Weiter durfte er mich nicht sinken lassen. Ein köstliches Gefühl der Ohnmacht überkam mich.

„Ich kann Dich leiden," sagte ich.

„Warum giebst Du mir denn so häßliche Antworten?"

„Weil ich ein ungezogenes Ding bin."

„Das läßt sich hören," lachte er und hob mich mit raschem Schwunge empor, wie eine Feder, so daß ich wieder auf den Stein zu stehen kam. „So, nun setz Dich hin," fuhr er fort, „wir wollen vernünftig reden." Dann faßte er meine Hand und fuhr fort: „Sieh, ich bin ein einfacher Mensch, habe viel gearbeitet und wenig an meinen Witz gedacht. Du mit Deinem raschen Köpfchen machst mich schon immer auf Anhieb todt; daher habe ich geradezu Angst bekommen, mit Dir zu reden. Ich weiß, Du nimmst's nicht böse, denn unser Blut hat nichts von Bösartigkeit an sich, aber immerhin, es schickt sich nicht. Ich bin fast zwölf Jahre älter, wie Du, und Du beinahe noch ein Kind. — Hab' ich Recht?"

„Du hast Recht," sagte ich kleinlaut und wunderte mich im Stillen, wo denn mein Trotz geblieben sei.

„Warum also thatst Du's?"

„Weil ich Dir gefallen wollte," sagte ich und athmete tief.

Er sah mir erstaunt in die Augen.

„Weil ich Dir zeigen wollte," sagte ich, „daß ich kein dummes Ding bin, daß ich den Kopf auf dem rechten Fleck habe, daß ich —" ich hielt inne und schämte mich.

Er kaute seinen Bart und schaute nachdenklich vor sich hin.

„Sieh', sieh'," sagte er, „da war ich auf dem besten Wege, Dich von der schlechten Seite zu fassen. Wie gut, daß ich der Martha Rath gefolgt bin."

„Der Martha?" fuhr ich fort. „Was hat sie Dir gerathen?"

„Nimm sie Dir einmal bei Seite," hat sie gesagt, „und sprich Dich mit ihr aus. Sie ist rasch im Haß, wie in der Liebe, und es thäte mir weh, wenn sie Dich nicht lieb gewänne."

„Das hat sie gesagt?" fragte ich, und die Thränen traten mir in die Augen. O, du gutes, du goldenes Schwesterherz!

„Ja, das hat sie gesagt und noch viel mehr, um Dein Wesen zu erklären und zu entschuldigen. Und weil ich Martha lieb habe —"

„Hast Du?" fiel ich in's Wort, gierig mehr zu erfahren.

„Ja — sehr lieb," erwiderte er nachdenklich und schaute vor sich in's Wasser nieder.

Das Herz klopfte mir so heftig, daß ich kaum Athem zu holen vermochte. Also er, er zog mich in's Vertrauen, er machte eine Bundesgenossin aus mir. Ich hätte ihm auf der Stelle um den Hals fallen mögen, so dankbar fühlt' ich mich ihm.

„Und weiß sie's denn?" forschte ich.

„Sie wird's wohl wissen," meinte er, „so was verbirgt sich nicht —"

„Was — Du hast's ihr also — nicht — gesagt?" stammelte ich.

Er schüttelte traurig den Kopf.

Ich war aus allen meinen Himmeln gefallen. Die Lauben unseres Gartens hatten also niemals zwei Verliebten Schutz gewährt, der Mond, der durch die Zweige leuchtete, war niemals Zeuge verschwiegener Küsse geworden? Und eitel blauer Dunst waren alle meine Phantasien? Zu gleicher Zeit erfaßte mich ein tiefes Mitleid mit diesem Riesen, der hilflos wie ein Knabe neben mir kauerte. Wahrlich, so schwur ich mir zu, er soll sich nicht umsonst mir anvertraut haben!

„Warum hast Du geschwiegen?" forschte ich weiter.

„Wirst Du das auch Alles verstehen, Kleine?" sagte er, und sah ein wenig mißtrauisch auf meine grüne Jugend hin.

Ich zuckte die Achseln. „Wenn Du meinst," sagte ich, es zwingt Dich ja Niemand."

„Nur nicht wieder kratzbürstig!" erwiderte er, „ich will Dir ja Alles gestehen." Er holte tief Athem. „Sieh 'mal, in jener Zeit, da war ich ein dummer Junge und fand die Courage nicht; man ist in seinen Flegeljahren so überselig, wenn man nur einen verstohlenen Händedruck erwischen kann, daß man glaubt, selbst die Ehe würde Einem an Wonne nichts mehr zu bieten vermögen. Doch das verstehst Du wirklich nicht.

„Wer weiß," erwiderte ich in meiner Unschuld, „ich hab' schon viel davon gelesen."

„Kurz und gut," sagte er ruhig und ernst, „damals war ich beinahe so dumm wie Du augenblicklich. Und jetzt — sieh 'mal, wenn ich jetzt zu ihr rede, dann bindet mich jedes Wort mit eisernen Banden bis in alle Ewigkeit."

„Und willst Du Dich nicht binden?" fragte ich verwundert.

„Ich darf nicht," rief er, „ich darf nicht, ich weiß nicht, ob ich sie glücklich machen kann."

„Ja freilich, wenn Du das nicht weißt," sagte ich, verächtlich die Lippen schürzend, und in meinem Herzen folgerte ich weiter: „Dann liebt er sie auch nicht."

Er aber fuhr mit funkelnden Augen in die Höhe: „Versteh mich recht, Kleine," rief er, „wenn's von mir abhing', ich wollte mein Lebtag nichts weiter, als sie auf meinen Armen tragen, damit ihr Fuß an keinen Stein stoße. Aber — o dieses Elend — dieses Elend!.."

— Und er wühlte in seinen Haaren, daß mir ganz bange vor ihm ward. Niemals hätte ich's für möglich gehalten, daß dieser stille, bedächtige Mensch sich so leidenschaftlich geberden könnte.

„Vertrau mir, Robert," sagte ich, die Hand auf seine Achsel legend, „ich bin nur ein dummes Ding, aber es erleichtert Dein Herz."

„Ich kann nicht," stöhnte er, „ich kann nicht!"

„Warum nicht?"

„Weil es kränkend wäre — auch für Dich. Nur so viel will ich Dir sagen: Martha ist ein zartes, weiches, rührsames Geschöpf; sie würde der Fluth von Mißgeschick, die dort über sie hereinbräche, nimmer Stand halten können. Sie würde zusammenknicken wie ein schwächlicher Kornhalm beim ersten Anprall des Sturmes. Und was hab' ich dann von ihr, wenn ich sie ein paar Jahre nach der Hochzeit auf den Kirchhof tragen muß?"

Ein kalter Schauder überläuft mich, da ich bedenke, wie jenes ahnungsvolle Wort sich so furchtbar erfüllen mußte, doch in jenem Augenblick warnte mich nichts, und ich verspürte nur den sehnsüchtigen Wunsch, zu helfen und zu trösten. Ich nahm eine altkluge Miene an und verwies ihn auf die Zukunft, da Alles sich klären und zum Besten wenden werde.

Und er, dieses große Kind, sog die thörichten Trostworte wie eine heilbringende Arznei gierig in sich hinein.

„Aber wird sie auch Geduld haben?" fragte er und machte Miene aufs Neue muthlos zu werden.

„Sie wird, verlaß Dich darauf," rief ich voll Eifer, „hat sie so lange gewartet, wird sie auch noch ein oder zwei Jahre warten können. Du wirst sehen, wie gern sie sich fügt."

„Und wenn es auch später nichts wird?" warf er ein, „wenn ich ihre Hoffnung getäuscht, wenn ich sie am Narrenseil herumgeführt hätte? Nein, ich rede nicht, man soll mir die Zunge aus dem Munde reißen, ich rede nicht."

„Wenn Du nicht reden wolltest, warum bist Du dann gekommen?" fragte ich. Weiß Gott, wie mir thörichtem Mädel dieser zweischneidige Gedanke in den Sinn gekommen. Ich fühlte dunkel, daß ich eine Grausamkeit beging, als ich ihm Worte lieh, aber — nun war's zu spät.

Ich sah sein Gesicht mit fahler Blässe sich überziehen, ich sah seine Augen glanzlos auf mich herniederstarren, ich fühlte, wie sein Athem heiß und keuchend aufschwoll und sich mit einem Seufzer über mich ergoß.

„Ich bin ein ehrlicher Mensch, Olga," sagte er dumpf, „Du mußt mich nicht quälen. Aber da Du fragtest, sollst Du auch Antwort haben. Ich bin gekommen, weil ich das Leben nicht mehr ertragen konnte ohne sie, weil ich nur in ihrem Anblick Trost und Kraft holen wollte für künftige, traurige Zeit, und weil — weil ich im Innern immer die stille Hoffnung hegte, die Sachen möchten hier anders stehen, es würde angehen, daß sie mit mir käme."

„Und es geht nicht an?"

„Nein! Frage nicht warum. Laß Dir genug sein, wenn ich sage Nein."

Dann plötzlich neigte er sich zu mir nieder, ergriff meine beiden Hände und sagte so recht aus tiefster Seele heraus: „Sieh Olga, aus unserer Kameradschaft ist nun mehr geworden, als wir Beide vor einer Stunde ahnen konnten. Wirst Du nun auch treu zu mir stehen und mir helfen, so viel in Deinen Kräften steht?"

„Ich werde," sagte ich, und mir wurde ganz feierlich dabei zu Muthe.

„Ich weiß, Du bist kein Kind mehr," fuhr er fort, „Du bist ein kluges und starkes Mädchen, und weichst nicht von dem, was Du Dir vornimmst. Wirst Du Wache halten über ihr, daß sie nicht verzagt, wenn ich jetzt auch wieder schweigend davongehe? Wirst Du?"

„Ich werde," wiederholte ich.

„Und wirst Du mir bisweilen schreiben, wie's ihr geht? Ob sie sich wohl fühlt, ob sie guten Muth hat? Wirst Du dies thun?"

„Ich werde," sagte ich zum zweiten Male.

„So komm, gieb mir einen Kuß und laß uns gute Freunde sein, jetzt und immerdar."

Und er küßte mich auf den Mund.

Fünf Minuten später saßen wir auf den Pferden und ritten eilends dem Heimathshofe zu, denn es fing bereits an, dunkel zu werden.

„Ihr seid lange geblieben," sagte Martha, die mit ihrer weißen Schürze in der Veranda stand und uns von Weitem entgegenlächelte. Als ich sie sah, ward mir zu Muthe, als könnt' ich nicht genug der Zärtlichkeit finden, sie über die Schwester auszugießen. Ich eilte auf sie zu und küßte sie stürmisch, doch in demselben Augenblicke that mir's leid, denn mir ward, als ob ich damit seinen Kuß von meinen Lippen wischte.

Beklommen ließ ich von ihr ab und schlich davon.

Beim Abendtische hing ich immerfort an seinen Augen, denn ich glaubte, er müßte mir unser geheimes Einverständniß durch ein Zeichen zu erkennen geben. Aber ich wurde enttäuscht. Er dachte nicht daran. Doch beim Gesegnete Mahlzeitsagen preßte er meine Hand in einer ganz eigenthümlichen Art, wie er es bisher noch nie gethan hatte.

Ich freute mich, als ob ich etwas geschenkt bekommen hätte.

Zwei Tage später fuhr er ab. Wenige Stunden, bevor er Abschied nahm, hatte er mit Martha im Garten eine lange Unterredung.

Ohne Neid sah ich sie Beide verschwinden, und es gewährte mir ein unnennbares Vergnügen, an der Pforte Wache zu halten, damit Keiner sie überrasche.

Als sie wieder zum Vorschein kamen, schwiegen sie Beide und schauten dabei ernst und ruhig vor sich nieder.

Nein, erklärt hatte er sich nicht, das sah ich auf den ersten Blick, aber von der Zukunft hatte er gesprochen und wohl manch ein Wörtlein bescheidener Hoffnung dazwischen gestreut.

Bevor er den Wagen bestieg, traf es sich, daß er für wenige Augenblicke mit mir allein blieb. Da nahm er mich bei der Hand und flüsterte mir zu:

„Du verräthst kein Sterbenswort, ich kann mich darauf verlassen?"

Ich nickte eifrig.

„Und Du schreibst mir bald?"

„Gewiß."

„Und wohin soll ich die Antwort schicken?"

Ich erschrak. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Aber da der Augenblick drängte, nannte ich auf's Gerathewohl den Namen eines alten Kämmerers, der mir stets vor allen Anderen zugethan gewesen.

* * *

Die Zeit verging. In alter Weise wickelte ein Tag nach dem andern sich ab, und doch wie neu, wie eigenartig hatte die Welt sich nun für mich gestaltet.

Ich brauchte die Liebe nicht mehr aus Büchern zu studiren und in die Ferne nach ihr auszuschauen; sie war leibhaftig in mein eigenes Dasein getreten, rings um mich ließ sie ihre süßen Räthsel spielen und ich — o Wonne! — ich spielte mit, bis über den Kopf hin war ich in die Intrigue verstrickt, die meiner Schwester Glück begründen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Es giebt Leute, die nur schweigen, damit man glaube, sie hätten Gedanken zu verbergen.

„Der Bicycle" um die Welt.

Thomas Stevens, ein junger, thatenlustiger „Radfahrer," wie man die Helden des Velocipeds in Deutschland nennt, hatte sich schon lange mit dem Plane getragen, auf seinem geliebten „Zweirad" eine Reise um die ganze Welt zu machen. Es war im April 1884, als er zuerst seine Heimath in San Francisco verließ, um seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Ueber das amerikanische Continent ging es verhältnißmäßig leicht, und er langte im Oktober desselben Jahres in Boston an. Dort ruhte er bis zum April des folgenden Jahres aus und schiffte sich dann nach England ein. Von Liverpool aus fuhr er auf dem Bicycle bis nach London und Dover, kreuzte über den Canal nach Calais hinüber und setzte dann seine Reise durch Frankreich, Süddeutschland, Oesterreich, Ungarn, Serbien, Bulgarien und durch Rumelien fort, bis er in Constantinopel anlangte. Von hier aus ließ er sich auf die asiatische Küste übersetzen und fuhr durch Kleinasien und Persien bis nach Teheran, wo er im December 1885 anlangte. Er blieb dort wieder den Winter über bis zum nächsten März und wollte dann durch Afghanistan nach Indien, trotzdem die Engländer ihm von seinem Plane entschieden abriethen. Die Afghanen, so sagten sie, seien fanatische Christenhasser, und er laufe Gefahr, von ihnen ermordet zu werden. Trotzdem machte er sich in aller Stille von Teheran aus auf den Weg und war bereits bis auf 300 Meilen in die Nähe der indischen Grenze gekommen, als er verhaftet und nach Herat geschleppt wurde. Er sah sich genöthigt, über die caspische See nach Constantinopel zurückzukehren, da ihn die Russen für einen englischen Spion hielten und ihm die Fahrt durch Turkestan nicht gestatten wollten.

Stevens besuchte darauf Egypten, fuhr über das rothe Meer nach Indien, setzte sich wieder auf sein Bicycle und fuhr so weit nach Indien hinein, bis er in die Nähe der Gegend kam, wo er in Afghanistan abgefaßt worden war. Er kehrte wieder nach Calcutta zurück, segelte per Dampfer nach Canton in China und wollte durch dieses Land gen Japan fahren, als er nach einer Fahrt von 500 Meilen in der Stadt Kingan-Fu am Kau-Kiang von einem Haufen von etwa 2000 wüthenden Chinesen angegriffen wurde, die mit Stöcken und Steinen bewaffnet waren. Er wurde nur mit knapper Noth von den Ortsbehörden gerettet, nachdem er verschiedene kleinere Verwundungen davongetragen hatte. Man brachte ihn auf ein Schiff, und er fuhr den Kau-Kiang hinunter, bis er in Shanghai landete. Von dort begab er sich per Dampfer nach Nagasaki in Japan und fuhr quer durch das Inselreich bis Yokohama, von wo er die Heimreise nach San Francisco antrat. Er landete dort am 7. Januar d. J.; die ganze Reise um die Welt hatte etwa zwei Jahre und neun Monate gedauert.

Die unfreundliche Aufnahme, die er bei den Chinesen gefunden, erklärt sich Stevens dadurch, daß China damals gerade mit Frankreich sich im Kriege befand und daß das unwissende Volk ihn für einen französischen Spion hielt. Hätte er keine regulären Pässe von der chinesischen Regierung gehabt, so würde er bei den ungastlichen Leuten nicht einmal ein Nachtlager haben bekommen können.

Herr Stevens hält sich gegenwärtig in New York auf, wo ihm und seiner Weltreise zu Ehren von den Männern des Sports ein feierliches Gastmahl bereitet wurde.

Rebellische Schulmädel.

Bordentown ist ein hübsches Städtchen in New Jersey. Es hat zwar nur 4200 Einwohner, aber seine Lage zu beiden Seiten des Delaware-Flusses ist reizend und es rühmt sich, zwei Institute zu haben, die man nicht in einer jeden Stadt findet: eine „höhere Töchterschule" und eine Militäracademie, in welcher letzteren Anstalt Jünglinge im Alter von 10 bis 20 Jahren einen Unterricht mit militärischem Anstrich erhalten.

Da Bordentown nur 28 Meilen von Philadelphia entfernt ist, so wird die Töchterschule von vielen jungen Damen besucht, deren Eltern in Philadelphia wohnen. Von den 60 Mädchen im Alter von 13 bis 23 Jahren, welche in dem „Female College" Unterricht genießen, sind nur etwa 12 Töchter von Bordentowner Bürgern. Das College ist bereits über 30 Jahre alt und wurde früher von einem Dr. Brackley geleitet, der die Anstalt jedoch seit einigen Jahren dem jetzigen Inhaber, Prof. Bowen, übergeben hat und gegenwärtig in ruhiger Zurückgezogenheit lebt. Die Schule steht in hohem Ansehen, und Prof. Bowen ist eifrig bemüht, ihren guten Ruf aufrecht zu erhalten, aber dies ist keineswegs eine leichte Arbeit, trotzdem er es sogar schon dazu gebracht hat, daß ihn nicht nur viele Schülerinnen seiner Anstalt, sondern auch verschiedene andere junge Leute wegen seiner Strenge ganz bitterlich hassen.

Und dies kam so. Die Militäracademie mit ihren blank uniformirten Duodez-Soldaten hat sich eigentlich viel zu nahe an der Töchterschule eingenistet. Man braucht gar nicht schnell zu laufen, um in drei Minuten den Weg von der einen Anstalt bis zur andern zurückzulegen. Die jungen Krieger haben aber die „höheren Töchter" sehr gern und suchen mit denselben zärtliche Verhältnisse anzuknüpfen, während die Mädel keineswegs „gänzlich abgeneigt" sind, dem Liebesgirren ihrer Anbeter zu lauschen. War es ja doch zum unsäglichen Erstaunen für die jungen Damen erst während der letztjährigen Osterferien passirt, daß eine der Ihrigen sich während der Ferienzeit daheim mit einem ihrer Anbeter heimlich trauen ließ und dann ruhig in die Anstalt zurückkam, als ob nichts auf der Welt passirt wäre! Ein ganzes halbes Jahr lang hatte sie ihr Geheimniß für sich behalten!

Die jungen Herren der Schöpfung liebten es, Martins Conditorei an der Mainstraße zu besuchen, um dort Süßigkeiten aller Art zu naschen. Auch die höheren Töchter theilten diese Neigung ganz auffallend, trotzdem ihnen ihr gestrenger Schultyrann, Prof. Bowen, entschieden verboten hatte, irgend eine andere Conditorei, als diejenige Stevensons, mit ihrer Kundschaft zu beehren. Da wurde, „bei Martins" geplaudert, gekichert und kokettirt, daß schließlich die ganze Stadt davon wußte.

Die schöne Zeit sollte ein Ende nehmen. Der grimme Professor setzte ein Schreiben auf, welches die feierliche Verpflichtung enthielt, niemals mehr Martin's Conditorei besuchen zu wollen. Dieses Schriftstück sollten alle Schulmädel unterzeichnen. Mit unterdrückter Wuth folgten die meisten dem Zwange, fünf aber erklärten heroisch, sie würden unter keinen Umständen eine so schmachvolle Zusage machen.

Jetzt sind die fünf Heldinnen aus der Schule verjagt, und Bordentown befindet sich in fieberhafter Unruhe.

— (Alte Jungfer lesend): „In dem Augenblick, wo diese Zeilen der schönen Leserin zu Gesicht kommen." — (Schwärmerisch): Ach, was sind die Schriftsteller doch für reizende Menschen!

Verschiedenes.

— Folgende wunderbare Rettung berichten die „Mittheil. d. D.-Oesterr. Alpenvereins" unter der Ueberschrift „Dreißig Stunden unter einer Schneelawine" aus Bregenz: Ein vor Weihnachten eingetretenes Thauwetter brachte in Vorarlberg häufige Lawinenstürze. Der zwischen Lech und Stuben am Arlberg verkehrende Bote wurde unlängst am Flexenpaß von einer solchen erfaßt und in den Bach geschleudert. Im Begriff, sich herauszuarbeiten, kam ein zweiter und dritter, so daß er ganz verschüttet wurde. Da er zur rechten Zeit nicht ankam, ging man auf die Suche und als man das Unglück wahrnahm, wurden aus Stuben und Lech zuerst 10, dann aber 20 Leute aufgeboten, ohne den Verunglückten finden und retten zu können. Erst am Ende des zweiten Tages wurde eine in den Schnee gestoßene lange Stange auf unsichtbare Weise festgehalten und bewegt; es gelang nun den vereinigten Anstrengungen Aller, den Verschütteten mit einer Kopfwunde und einem gebrochenen Bein, aber wunderbarer Weise noch lebend, frei zu machen. Als er dem Erfrieren nahe war, traf ihn die Stange auf den Kopf und brachte dadurch die letzten Lebensgeister zum Erwachen, er griff zu und gab das Zeichen seiner Gegenwart, es war die höchste Zeit! Der Arme liegt nun in Stuben und wird wohl einen kürzeren Fuß behalten.

— Eine eigenartige Blutvergiftung durch Verletzungen mit einer Austernschale wurde in Berlin kürzlich in zwei Fällen festgestellt. In dem ersten Falle hatte sich eine Dame des Abends beim Austernessen mit einer Schale in die Lippe geschnitten; am anderen Morgen war ihr Gesicht dick angeschwollen, und da sich Tags über große Schmerzen einstellten, so ließ die Dame einen Arzt rufen, welcher sofort zu einer Operation schreiten mußte, um der Blutvergiftung Einhalt zu thun. In dem zweiten Falle verletzte sich der Commerzienrath P. mit einer Austernschale an der linken Hand, und mußte ebenfalls andern Tages der hinzugerufene Arzt an dem stark angeschwollenen Arme operativ vorgehen. Nachtheilige Folgen sind für Beide nicht zurückgeblieben.

— Aus Dünaburg berichtet die Riga'sche „Z. f. St. u. L.", daß am 27. v. Mts. 3 Soldaten von der Grenzwache nach kriegsgerichtlichem Erkenntniß erschossen und 12 andere auf Lebenszeit nach Sibirien begnadigt worden seien. Diese 15 Soldaten waren beschuldigt worden, einen Chef der Grenzwache mit Federmessern zu Tode gemartert und die Leiche in einem Gewässer versenkt zu haben. Nach längerer Zeit erst fiel der Verdacht auf diese 15; sie wurden in Homel arretirt und abgeurtheilt und am 23. v. M. zur Execution nach Dünaburg transportirt.

— Großes Aufsehen in Metz und Umgegend erregt das Fallissement des Notars Gaudar in Remilly, Mitglied des lothringischen Bezirkstags. Die in Frage kommende Fehlsumme schätzt man auf nahe an vier Millionen, denen etwa die Hälfte als Besitzstand des Notars gegenüberstehen soll. Das fast unbegrenzte Vertrauen, das der schon betagte Mann bei der Landbevölkerung genoß, macht es glaubhaft, daß es sich um ungewöhnlich hohe Summen handelt. Der Ansturm der Landleute nach dem Schloß von Remilly, das Gaudar bewohnte, soll denn auch nach Bekanntwerden des Zusammenbruchs ein großer und in dem Maße bedrohlicher gewesen sein, daß Gaudar sich nach Metz begab und auf eigenes Verlangen in Haft genommen wurde. Gaudar verwaltete, wie viele lothringische Notare, große Summen, die das Eigenthum dritter Personen waren; die ihm anvertrauten Gelder hatte er meistentheils in Immobilien angelegt; plötzlich wurde sein laufender Betriebsfonds durch die Rückziehung der Gelder, die sein erster Schreiber bei ihm deponirt hatte und die er zum Ankaufe einer Notarstube im benachbarten französischen Departement von Meurthe und Moselle nunmehr verwenden wollte, geschmälert. Zurückgeforderte Gelder seiner Klienten konnte Gaudar nicht auszahlen, er mußte zu ruinösen Anleihen seine Zuflucht nehmen, die Immobilien ließen sich nicht von einem Tage auf den andern, selbst mit schweren Opfern, veräußern, es erfolgten gerichtliche Beschlagnahmen, und nun ist der Ruin da; welches Ergebniß die Liquidation, die jedenfalls lange andauern wird, ergeben kann, ist noch unbekannt. Dieser Fall wird das Ansehen des elsaß-lothringischen Notariatswesens schwer schädigen.

— Ein königlicher Feind der Etikette. Aus Rom schreibt man der „W. Allg. Ztg.": Vor einigen Tagen kam der König unerwartet ins Apollo-Theater und wollte sich in seine Loge begeben, ohne daß er von der Anwesenheit der Prinzessin Louise von England Kenntniß gehabt hatte. Nun ist dem König bekanntlich aller offizielle Pomp und jede offizielle Toilette in der Seele zuwider. Soldat, leidenschaftlicher Jäger, einfach in seinen Sitten und Gewohnheiten, will er nicht genirt sein. So kam es denn, daß er auch an diesem Abend in einfachem Ueberrock und schwarzer Halsbinde ins Theater fuhr. Man unterrichtete den König von der Anwesenheit der Prinzessin; doch Humbert ist nicht der Mann, der sich so leicht aus der Fassung bringen läßt. Schnell entschlossen schickt er zum Theaterdirektor, ersucht ihn, ihm für ein paar Minuten seinen schwarzen Frack und seine weiße Halsbinde zu leihen, zieht, trotzdem ihm der Frack zu klein ist und überall spannt, ihn mit großer Gemüthsruhe an und begiebt sich so in die Loge der Prinzessin. Und wie das Publikum sich von seinen Sitzen erhebt und ihn mit lauten Hochrufen empfängt, in welche sich Trompetengeschmetter und Paukenwirbel mischten, da hat Niemand eine Ahnung davon, daß der König in fremden Kleidern steckt, während der Direktor eiligst nach Hause schicken muß, um seine stark derangirte Toilette zu ergänzen. Was aber das Lustigste an der ganzen Sache ist, daß der König selbst die ganze Geschichte zum Besten gab.

— Ein köstliches Gaunergeschichtchen wird aus Charkow gemeldet. Daselbst erschienen bei dem Kaufmann P. mehrere feingekleidete Herren, stellten sich ihm als Abgesandte des bulgarischen Volks vor und boten ihm — die Krone Bulgariens an. Der brave Kupez war allerdings anfangs aufs höchste erstaunt, verstand auch nicht recht, was die Herren Deputirten eigentlich von ihm wollten, aber diese machten ihm klar, daß er und kein Anderer zum Fürsten von Bulgarien ausersehen sei. Schließlich leuchtet ihm das auch ein. Er bittet die Deputation ein wenig zu warten und geht zu seiner Frau, um sie um Rath zu fragen, ob er dies verlockende Anerbieten annehmen soll. Die Gattin war klüger. Sie bestand darauf, er solle doch lieber die Krone dem Sohne, der ja noch jung und rüstig sei, überlassen. Nach dieser ziemlich langen Berathung tritt der Nachfolger des Fürsten Battenberg hinaus und theilt den Deputirten das Resultat der Berathung mit. Sie gingen darauf ein und entfernten sich. Nächstens wollte der neue Fürst ein Fest veranstalten. Als nun die künftige Fürstin-Mutter ihre Silbergeräthe auskramen will, sieht sie voll Schrecken, daß alles Gold und Silber verschwunden ist. Das hatten die Deputirten für die kostbare Krone Bulgariens zum Lohn mitgenommen.

Von der politischen We[lt].

Der Kriegsminis[ter].

Schwarz wälzt sich von Osten h[er]
Nach unseren deutschen Sitzen,
Von Wettern sind die Wolken schw[er]
Und vollgepfropft von Blitzen.

Der Feldmarschall.

Ich seh' nicht schwarz, doch ich gesteh',
Die Aussicht ist abscheulich,
Mir scheint, so weit ich ostwärts seh',
Der Himmel grau und gräulich.

Der Kanzler.

Was sprecht Ihr da von Schwarz und Grau,
Von Wettern u. s. w.?
Die Sonne glänzt im duft'gen Blau,
Der Osten ist licht und heiter.

Die Steuerzahler.

Was die polit'sche Wetterschau
Auch reift an Resultaten,
Für mich heißt es: Ob grau, ob blau,
Mehr Geld und mehr Soldaten!

Das Drama der Zukunft.

— Mindestens ein Akt, womöglich der letzte, muß in einem Krankenhause spielen.

— Candidaten der Medicin, die Studien machen wollen, brauchen nur die Hälfte des Eintrittsgeldes zu entrichten.

— Lungenleidenden, Rückenmarker, Epileptische u. s. w. erhalten als Darsteller der Hauptrollen den Vorzug.

— Der Theaterzettel bringt zur besseren Orientirung der Hörer eine kurze, auch dem Laien verständliche Krankheitsgeschichte.

— Der Inhalt der Medicinflaschen, Salbenbüchsen u. s. w. ist garantirt echt.

— Die Generalprobe findet vor einem geladenen Publikum von Aerzten, Heilgehilfen und Hebeammen statt.

— Das Publikum wird gut thun, sich mit Carbolsäure und anderen Desinfectionsmitteln zu versehen.

Die vier Großmächte.

Großmächte giebt es vier,
Die halten für und für
In Streit die ganze Welt,
Solange wie sie hält.
Wer mögen die wohl sein? —
Du, Ich und Mein und Dein.

— Eine Wiener Familie wird durch den plötzlichen und langwierigen Besuch eines Verwandten aus der Provinz auf das Unliebsamste überrascht. Nachdem der Verwandte schon eine Woche lang dagewesen ist und keine Miene macht, wieder seine Frau und seine sieben Kinder in der Provinz mit seiner Gegenwart zu beglücken, gibt ihm der höfliche Hausherr folgenden Wink: „Lieber Vetter, Ihre Familie wird Sie schmerzlich vermissen. Sie sollten sie nicht länger allein lassen!" — „Meiner Six!" antwortet der Landbewohner, „Recht haben S', Herr Vetter, i schreib glei, daß mei Alte mit die Kinder a herkummt!"

— Superlativ der Zerstreutheit. — Professor (an den Kaffeetisch tretend, der mit Blumen und Bäckereien geschmückt ist): „Wie festlich! Was soll das bedeuten?" — Frau: „Meine Gratulation zu Deinem Hochzeitstag!" — Professor: „Sehr aufmerksam! Ich danke Dir bestens! Bitte, liebe Frau, laß mich auch Deinen Hochzeitstag nicht vergessen, damit ich mich gebührend revanchiren kann!"

— Doppelter Druckfehler. Börsenbericht: Die Stimmung hat sich gegen gestern vollständig geändert; es zeigte sich eine lebhafte Kauflust an der Börse und fanden, zu sich wieder mehr und mehr befestigenden Preisen, lebhafte Umsätze statt.—In der nächsten Nummer der Zeitung erscheint folgende Berichtigung: In dem gestrigen Börsenberichte hat sich ein Druckfehler eingeschlichen: Statt Rauflust lies Sauflust.

— Die Kritik des Lehrbuben. Meisterin (bei Tische): „Aber, Razl, warum ißt Du denn Dein Fleisch nicht?" — Razl: „Es ist mir noch zu heiß!" — Meisterin: „Kannst Du denn nicht blasen?" — Razl: „I kann schon, aber i trau mi' nit...... i könnt's wegblasen."

— Das Beweisstück. „Hören Sie mal, mein Lieber, Sie lassen sich von Ihrer Frau ja gottsjämmerlich prügeln!" — „Unter uns gesagt, hat mich heut ein Schuldner die Treppe 'runtergeschmissen und da muß mich meine Frau „braun und blau" schlagen, damit ich mir ein Attest vom Physikus holen kann."

— Das Urtheil.—Professor (nach dem Examen): „Herr Candidat, wenn ich nun mein Urtheil über Sie abgeben soll, so weiß ich in der That auch nicht das geringste Günstige zu sagen, höchstens, daß Ihnen der Frack tadellos sitzt."

— Auch eine Garantie. Schwiegervater (zu seinem künftigen Schwiegersohn): Welche Garantie können Sie mir für das Glück meiner Tochter bieten?—Schwiegersohn in spe: Habe stets Glück im Hazardspiel.

— Auf Universität. 1. Student: „Du Brander, wie lange willst Du noch studiren?" — 2. Student: „Studiren! Hm! — auf Universität bleiben, so lange als mir noch Einer pumpt."

— Aus der Instructionsstunde. Hauptmann: „Sie, Infanterist Stangl, was werden Sie thun, wenn Sie in der Schlacht in das Knie getroffen werden?" — Stangl: „Umfallen wer' i, Herr Hauptmann."

— Wie die „Poln. Nachr." melden, kauft Frankreich zur Herstellung von Melinit große Quantitäten Schwefeläther an. Hiernach scheint es also Frankreich mit dem Aethernat Ernst zu sein.

— Gräßliches Compliment. Student der Medicin: Wenn ich Ihre liebreizende Gestalt betrachte, mein Fräulein, dann denke ich mir immer, daß es eine wahre Freude sein müßte, Sie zu seciren.

— Es geht mit den Talenten der Menschen wie mit den Kometen, die bald Alle sehen, wenn Einer sie entdeckt hat.

— Unbegreiflich. Früher wohnte ich im ersten und jetzt wohne ich im fünften Stock, und da sagen die Leute, ich sei — herunter gekommen.

— Das helle Licht der Gegenwart läßt uns die großen Zeitgenossen, die glänzenden Sterne am geistigen Himmel, nicht sehen. Erst die Nachwelt sieht sie aus dem Dunkel der Vergangenheit leuchten.

— Kindliche Ansicht. Mutter: Junge, wo willst Du mit dem Löffel hin?—Junge: Papa sagte, ich sollte etwas frische Luft schöpfen.

— Der Na süchtige kann gewöhnlich gegen die Ungerechtigkeit im Allgemeinen recht nachsichtig sein; er empört sich nur, wenn sie ihn trifft.

— Auf der Farm da giebt's ka Sünd! Tourist: Sie schlagen gewiß auch die Zither? Alpler: Na, die Zither net, aber mei Alti!

— Es ist ein großes Unglück, keinen Geist zu besitzen, ein größeres aber ist es, so viel davon zu besitzen, um zu bemerken, daß man nicht genug besitze.